



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 56.

Freitag, den 5. Dezember.

1924.

Die Dame im Rollstuhl.

Roman von Sven Ekelund.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Das Auto fuhr an der breiten Treppe vor, ein paar Schukleute eilten die Stufen herab, und Krag befahl:

„Halt!“

Das Auto hielt, Frau Habermann steckte nun den Kopf aus dem Fenster und fragte:

„Aber was soll denn das bedeuten, Doktor? Wo sind wir denn? Wir müßten ja längst außerhalb der Stadt sein.“

Asbjörn Krag antwortete nicht gleich. Die herbeigeeilten Schukleute erkannten ihn sofort, und als sie sahen, daß er den Revolver in der Hand hielt, wußten sie, daß Gefahr im Verzuge war.

Der erste, der auf Krags Befehl in Sicherheit gebracht wurde, war der Fahrer. Der Mann protestierte zwar, doch es half ihm absolut nichts. Widerstand leistete er jedoch nicht, und das Ganze ging ziemlich unbemerkt vor sich.

Aber nun wurden die Wagentür aufgestoßen, und heraus stürzte Frau Habermann, wild wie eine Furie. Sie hatte begriffen, daß sie in eine Falle gegangen waren. Da stand Asbjörn Krag, in Lewis' Mantel gehüllt. Sie wollte an ihm vorbeieilen, doch Krag packte sie an dem Arm, und in sanftem Toe, der allerdings mit dem festen Griff seiner Hand wenig übereinstimmte, erklärte er ihr in wenigen Worten die Sachlage.

„Liebe Frau Habermann“, sagte er, „alles ist verloren. Sie müssen sich darein finden, für einige Zeit mein Gast zu sein.“

Ihre Augen schossen Blitze.

„Sie sind ein Betrüger“, rief sie aus.

Krag lächelte.

„Also eine passende Gesellschaft für Sie.“

„Ich lasse aber nicht so mit mir verfahren. Ich gehe auf unser Konsulat. Das ist eine Vergewaltigung.“

„Sie gehen zunächst keinen anderen Weg als diese Treppe hier hinauf“, erklärte Krag mit seiner unerwarteten Ruhe. „Sie haben die Wahl, ob Sie das will und gelassen oder in aufsehenerregender Weise tun wollen. Wie Sie sehen, sammelt sich bereits Volk an.“

Etliche Neugierige waren an der Treppe stehen geblieben.

„Wo ist der Doktor?“ fragte Frau Habermann.

„Er kommt nach“, sagte Krag, „ich selbst werde ihn holen. Einem so bedeutenden Mann muß man auch die gebührende Aufmerksamkeit erweisen.“

Er wandte sich an die Schukleute.

„Zeigen Sie ihr den Weg“, sagte er.

Frau Habermann erkannte, daß aller Widerstand vergeblich wäre, und folgte nun freiwillig. Aber in ihren Augen lag ein Haß, wie Krag ihn noch nie in einem menschlichen Auge wahrgenommen hatte.

Inzwischen sah die unglückliche Miß Kelly mit klopfendem Herzen im Innern des Wagens, ängstlich in eine Ecke verkrochen. Krag nahm ihre Hand.

„Sie sehen mich wieder“, sagte er. „Ich halte also, was ich Ihnen versprochen.“

Sie war offenbar hocherfreut über dieses unerwartete Wiedersehen mit ihrem Beschützer.

„Wo sind wir?“ fragte sie.

„Sie sind nun an dem sichersten Platz der Welt“, antwortete Krag. „Sie befinden sich nämlich auf der Polizei.“

Da begann sie zu weinen. Krag beruhigte sie jedoch und erklärte ihr, daß sie durchaus nichts zu befürchten habe.

„Nun hat das Abenteuer jedenfalls ein Ende“, sagte er, „und wir werden volle Klarheit bekommen. Jeder wird den Lohn für seine Taten finden. Seien Sie froh, daß Sie endlich den Krallen dieser Unmenschen entschlüpfen können.“

Der Fahrer wurde zur Sicherheit in eine Zelle gesperrt. Die Dame brachte man in das Wartezimmer. Der Chef der Detektivpolizei harnte voller Spannung auf eine Erklärung für diesen überraschenden Besuch.

„Ich bin in wenigen Minuten zurück“, sagte Krag. „Wir haben noch nicht alle hier.“

Ein Fahrer nahm nun den Platz des festgenommenen Fahrers ein, und mit diesem zuverlässigen Mann auf dem Bod fuhr Krag wieder nach der Pension.

Hier wurde noch immer getanzt, und lustigerweise hatten die Gäste absolut nichts von den Vorgängen des Abends gemerkt. Die Wirtin war wie hypnotisiert durch Krags Ermahnung, und obwohl halb von Sinnen, verhielt sie sich ruhig.

Krag fand seinen Kollegen als Posten vor der Tür von Lewis' Zimmer.

„Das ist mal ein stiller Mensch“, sagte er. „Er hat kein Wort gesprochen.“

Da wurde Krag unruhig. Lewis mußte ja längst wieder zum Bewußtsein gekommen sein. Wäre es denn möglich, daß der schlaue Schurke sich hinausgeschlüpfen hätte?

Rasch öffnete er die Tür. Das elektrische Licht brannte noch immer im Zimmer. Und auf dem Boden lag der Verbrecher in fast derselben Stellung, in der Krag ihn verlassen hatte. Er lag mit geschlossenen Augen.

Krag trat zu ihm und schlug ihm auf die Schulter. Da öffnete er die Lider und sah den Detektiv an.

„Sind Sie endlich wieder hier“, sagte er vollkommen ruhig. „Es ist aber auch die höchste Zeit, daß wir der Komödie ein Ende machen.“

„Was meinen Sie damit?“ fragte Krag lächelnd.

„Lösen Sie meine Fesseln, so werden Sie hören, wie viel Sie verloren und wie wenig Sie gewonnen haben.“

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Schluß.

Asbjörn Krag sollte keine Zeit mehr finden, auf die Worte des anderen einzugehen. Er vernahm eilige Schritte auf der Treppe. Als er die Tür ein wenig öffnete und hinauschaute, erkannte er seine beiden amerikanischen Kollegen. Einer von ihnen trug eine

Binde um die Stirn, sah aber im übrigen frisch und munter aus. Er drückte Krag die Hand.

„Wir kommen noch so einigermaßen mit heilen Gliedern davon“, sagte er.

„Es ist doch nichts Gefährliches?“ fragte Krag, indem er auf des andern Kopfbinde zeigte.

Der Amerikaner deutete durch eine Handbewegung an, daß es gar nicht lohne, von der Sache zu reden.

In Begleitung der beiden Detektive befand sich ein dritter Herr, der Krag neugierig betrachtete. Der Fremde wurde als Mr. Selby, Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft, vorgestellt. Er hatte eine Vollmacht bei sich, infolgedessen ihm die amerikanischen Verbrecher ausgeliefert werden sollten.

„Wir hatten gerade heute Abend auf der Gesandtschaft unten alle Hände voll zu tun“, sagte er erklärend. „Ich kann Ihnen versichern, daß der Gesandte mit der größten Ungeduld wartet.“

„Worauf?“

„Auf das Resultat. Können Sie uns etwas darüber mitteilen?“

Krag öffnete als Antwort weit die Tür des Zimmers, vor dem sie standen, und ließ die Herren eintreten.

„Sehen Sie her“, sagte er, indem er auf Mr. Lewis zeigte, der auf dem Boden ausgestreckt lag. „Da haben Sie das Resultat.“

Mr. Selby stand eine Weile ganz still und betrachtete den Verbrecher. Mit echt amerikanischem Phlegma nahm er dann eine Photographie aus der Tasche, verglich sie mit der Wirklichkeit und sagte:

„Er ist es.“

„Ja, darüber gibt es keinen Zweifel mehr“, bestätigten die beiden amerikanischen Detektive.

Der Legationssekretär horchte auf, als er nun aus dem Salon lärmende Lustigkeit vernahm.

„Was bedeutet das?“ fragte er. „Wird hier noch immer mitten in dieser Tragödie getanzt?“

„Ja“, antwortete Krag, „hier vermischen sich Freude und Verzweiflung miteinander. Aber die Fröhlichkeit drinnen ist bereits abgeklaut. Wir müssen noch dem einen und anderen der Ballgäste die Hand drücken.“

Krag führte die Herren in den Salon. Auf dem Wege dorthin begegnete er einigen seiner Kollegen.

„Sehen wir nur zu“, sagte er, „welch guten Gang wir noch weiter machen können. Ja, sieh da, hier hätten wir schon einen Bekannten. Engagieren Sie doch den rothaarigen Herrn dort neben der Musik.“

Einer der Polizisten näherte sich dem so Bezeichneten.

„Und da haben wir einen zweiten“, sagte Krag, indem er auf einen anderen wies.

„Versichern Sie sich des kleinen bleichen Träumers in der Ecke dort.“

Und ein anderer von Krag's Leuten ging sofort auf ihn zu.

Auf diese Weise wurde einer nach dem anderen von Frau Hages geheimnisvollen Gästen fortgelockt.

Nach Zimmer 27 zurückgekehrt, versammelten sich die Herren um Harry Lewis, und Krag sagte zu seinem Widersacher:

„Sie haben so oft mit Ihrer mächtigen Gesandtschaft gedroht. Gestatten Sie nun, daß ich Ihnen einen Helfer in der Not von dieser ausgezeichneten Institution vorstelle, Legationssekretär Selby, Mr. Lewis, Kapitalverbrecher und Spezialbetrüger aus Chicago.“

Der Legationssekretär ging auf den Scherz ein, indem er sich höflich verbeugte und erklärte, daß er gern zu Diensten stehe.

„Ich halte Sie, mein Herr für eine so bedeutende Persönlichkeit“, sagte er, „daß es nach meiner Meinung in unser aller Interesse liegt, Sie nach der Heimat zurückzubringen. Ich hoffe, daß Sie, Herr Krag, uns in der Ausführung dieser Sache behilflich sein werden.“

„Unter einer Bedingung“, sagte Krag.

„Lassen Sie nur Ihre Bedingungen hören.“

„Ich habe unter den Mitgliedern dieser Bande eine Person kennen gelernt, mit der ich tiefes Mitleid hege. Sie hat nicht aus eigenem Antrieb die Expedition hierherüber mitgemacht. Sie steht in einem aufgezwungenen Verhältnis zu den anderen. Sie ist im Grunde ein

unverdorbenes Menschenkind, und ich möchte der ausländischen Gesandtschaft gegenüber geltend machen, daß sie Norwegerin ist. Sie soll hier Zeugnis gegen die Verbrecher ablegen und dann frei ausgehen.“

„Wenn Sie die „gelähmte“ Miß Anderson meinen“, sagte der Legationssekretär, „so haben wir kein besonderes Interesse an ihrer Anwesenheit vor den amerikanischen Gerichten. Wir haben bereits erfahren, daß sie nur ein willenloses Werkzeug in den Händen der anderen war. Nachdem sie eine erschöpfende Erklärung abgegeben hat, mag sie sich für ihre Person als frei betrachten.“

„Sicher hat sie von Anfang an gar nicht begriffen, was die Bande beabsichtigte. Man hatte ihr die Rolle einer Gelähmten aufgezwungen. Ihre Lähmung sollte von einem Eisenbahnunglück herrühren. Und daraufhin wollte man die Western-Railway zur Zahlung eines Schadenersatzes zwingen. Solche Sachen werden ja in Amerika nicht selten versucht und gelingen auch zuweilen. Wahrscheinlich hätten auch diese gerissenen Verbrecher ihr Ziel erreicht, wenn sie nicht über das Ziel hinausgeschossen hätten. Ihre Berechnung war sehr schlau. Sie wollten Beweise beibringen, daß Miß Nelly hier in Norwegen einen Bräutigam hatte, der infolge ihrer durch den Unfall herbeigeführten Lähmung die Verlobung mit ihr gelöst hätte. Das war der Zweck der Reise über den Ozean und der hier in Szene gesetzten Verlobung. Aber Frau Habermann wußte nicht, daß die Eisenbahngesellschaft ihr ihre Spione nachgeschickt hatte.“

Krag wandte sich an die amerikanischen Detektive:

„Nun, meine Herren, da die wichtigsten Personen der Bande gefangen sind, überlasse ich es Ihnen, die Arbeit zu Ende zu führen. Ich glaube, mich nun zurückziehen zu dürfen, nachdem das Geheimnis der gelähmten Miß Anderson seine Lösung fand. Wie so oft schon, haben auch in diesem Falle unbedeutende Umstände zur Entwirrung eines schwierigen Rätsels geführt. Nun möchte ich nur noch eine Frage an Sie richten: Wie steht es eigentlich um meine alte Haushälterin?“

„Mit der hat es keine Gefahr“, antwortete der Amerikaner mit der Binde um den Kopf. „Sie wurde in hinterlistiger Weise von Frau Habermann überumpelt, die mit einigen ihrer Gehilfen in die Wohnung drang, um jenen Menschen dort zu befreien.“ Er wies auf Lewis und fügte hinzu: „Das wurde nur eine kurze Freiheit.“

Inzwischen hatte vor dem Hause ein Auto gehalten und ein Herr kam die Treppe herauf. Es war der Chef der Detektivpolizei in höchst eigener Person, der kam um sich selbst über den Stand der Dinge zu unterrichten.

Was schließlich das kleine Fräulein Stella antrifft, die Chanfonette, die zurzeit in der Stadt gastiert, so wurde sie unter den Diplomaten der Hauptstadt außerordentlich populär, als man erfuhr, daß sie an die spannenden Abend bei Frau Hage der leuchtende Stern gewesen und aktiv in den Gang der Ereignisse eingegriffen hatte.

So fand das Böse seine Strafe,
Und die Tugend ihren Lohn.

— Ende —

Winterfarben.

Sanftgetönte, milde Farben.
Fahles Gelb und liches Blauen.
Sonnengold mit schrägen Garben
Zittert durch das Nebelbrauen.
Brauner Glanz im toten Laube.
Schwarz und grünbemockte Stämme.
Grauer Dunk, wie eine Haube.
Türmt sich auf die Hügelstämme.
Bis im frühen, Albernatten
Dämmern sich der Nebel dichtet
Und zu düsterblauem Schatten
Weiches Bunt der Farben schlichtet.
Lebtes Sonnenrot verhaucht.
Ginaebüllt in Nebelbrauen.
Und in schwarzes Schweigen taucht
Fahles Gelb und liches Blauen.

Heinrich Selb

Nikolaustag in Holland.

Von Dagobert Winter.

Was für die Deutschen Weihnachten, das ist wohl St. Nikolaustag für die Holländer. Auch Weihnachten wird zwar in Holland gefeiert, doch geschieht dies nur in Nachahmung der zahlreichen eingewanderten Deutschen und daher ohne nationale Eigenheit in deutscher Weise. St. Nikolaustag aber ist ganz national-holländisch. Es ist ein wunderliches Spiel der Geschichte, daß der spanische Heilige der Patron des schönsten Festes in einem Land geworden ist, in dessen Gegenden der Spanier noch heute als der Erbfeind lebt. St. Nikolaus-Fest fällt auf den Abend des 5. Dezember, aber in Holland beherrscht es in gewissem Sinne das ganze Jahr. Das ganze Jahr wird seiner gedacht, werden Einfälle und Scherz, Geschenke und Überraschungen dafür vorbereitet: das ganze Jahr hoffen die Kinder auf Sint Nicolaas, den „goed heiliga man“, der wie sie lange wissen, an seinem Geburtstage in der Bischofsstracht den Stab in der Hand, auf seinem Schimmel über die Dächer reitet, begleitet von einem Mohrentnechte, der große Sack trägt und den artigen Kindern Spielzeug und „Veders“ den bösen aber Guten durch den Schornstein hinabwirft. Werden die Tage kürzer, so wächst die Aufregung des kleinen Volkes zusehends. Denn fest acht St. Nikolaus durch die Straßen und erkundigt sich darnach, wie seine kleinen Schatzbesitzerinnen sich im vergangenen Jahre betragen haben.

Während so die Kinder sagen und hoffen, sind auch die Erwachsenen mit dem bevorstehenden Feste beschäftigt. Denn ihnen bringt St. Nikolaus allerlei. Aber nicht nur Geschenke, sondern auch Redereien und gute Lehren. Was im ganzen Jahre geschehen ist, dient jetzt dazu, in besserer oder ärarlicher Form in einem Geschenke oder in einem Verschen verwerlet zu werden. Aber das gibt viel Arbeit und so herrscht denn im Hause am 5. Dezember ein gar eifriges und wunderliches Leben. In jedem Zimmer und in jeder Ecke sitzt ein anderer von den Hausgenossen, der hier keine allen anderen unausgütliche Werkstatt aufgeschlagen hat. Keiner darf heute vom andern wissen, und jeder denkt heute nur an die anderen. Da wird gehämmert und geklebt, genäht verpackt und vor allem gedichtet: denn jedes Geschenk muß von Versen begleitet sein. Auf dem Boden in verborgener Kammer häufen sich allmählich die Gaben und Aufmerksamkeiten zu stattlicher Höhe.

Sind Kinder im Hause, so fängt das Fest schon während der Mahlzeit an. Es tollert und bullert plötzlich, und sich — am Kamin liegt ein Paketchen. Das ist die erste Gabe St. Nikolaus', die der Vater oder die Mutter alsbald an Ort und Stelle geworfen hat, während die Aufmerksamkeit der Kleinen abgelenkt wurde. Und sie glauben fest, daß der gute Heilige selbst der Spender ist und strahlen vor Freude darüber, daß kein Mohrentnecht wirklich keine Rute für sie im Sack führte, und unablässig singen sie Lied auf Lied: denn wenn sie nicht singen kommt kein Nikolaus und kein Geschenk.

Zwischen 7 und 8 Uhr aber verlammen sich die Erwachsenen um den Tisch und nun beginnt für sie das Fest.

Es klingelt. Es klingelt immer, wenn eine Gabe kommt. Denn von allen bleiben die Spender unbekannt — sie kommen eben von Nikolaus her — und es darf daher nicht zu unterscheiden sein, ob sie von außerhalb oder aus dem Hause selbst kommen. Darum sind sie auch alle gleich loszuziehend verpackt. Also — St. Nikolaus klingelt und nach kurzer Weile kommt das Mädchen, und mit einer Empfehlung von Nikolaus bringt sie einem aus der Gesellschaft ein Paketchen, aus dem sich ein Knäuel herauswickelt. Der Unglückliche wickelt den ganzen endlosen Knäuel ab, um — was zu finden? Ein Zettelchen: „Auf dem Klavier.“ Vom Klavier weisen ihn andere Boten unter den Tisch, in den zweiten Stock, vom zweiten Stock in den Keller, und hier endlich findet er in einem Ecken seine Gabe. Glücklicherweise noch so glimpflich abgeht. Vielleicht aber findet er im Keller nichts als ein Bündchen. Und darum Räuber und Mörder, darum auf den Boden und in den Keller? Nein, die Puppe trägt noch einen Zettel in der Hand, der ihn zu Vaters Schreibtisch führt und dort findet er wirklich ein Geschenk, ein großes Paket — aber es ist für einen anderen. Abgesehen beweist die Größe des Pakets freilich etwas für seine Inhabin, denn es ist ein besonders beliebter Schatz, über einen Gegenstand mit unzähligen Schachteln und Papieren ein mächtiges Paket zu machen.

Wieder klingelt es. Diesmal ist es eine Dame, die bedacht ist. Aber bedacht in eigentümlicher Weise: Ein wassergefüllter Eimer wird vor sie hingestellt, und sie muß wohl oder übel hineintauchen. Ja, da unten ist etwas; aber es ist — ein Päckchen Kohle! Das kann doch aber unmöglich das Geschenk sein, da man weiter gesucht werden und richtig, unten am Boden des Eimers findet sich, wenn man ihn aufhebt, die wirkliche Gabe angebunden. Auch ein Buch kommt an, ein großes altes lateinisches Buch. Nichts daran zu sehen, kein Zeichen oder Zettel irgendwo. Aber ein modriger lateinischer Schmöker ist doch unmöglich ein Geschenk für eine junge Dame! Erst wenn man ihn aufschlägt, entdeckt man, daß durch eine ganze Anzahl Blätter in der Mitte des Buches ein tiefes Loch geschnitten ist, in dem die Gabe sich versteckt.

Die Art der Geschenke ist natürlich durch keine Regel beschränkt. Nur gehören zu St. Nikolaus viel Kuchen und Süßigkeiten. Er bringt eine besondere Sorte Kuchen, Speculatie, und Pfefferkuchenfiguren (gewöhnlich Adam und Eva unterm Baum oder eine Wiege) und „Petter-Bankets“, d. h. die Anfangsbuchstaben des Namens, oder auch den ganzen Namen des Beschenkten aus Marzipan und Blätterteig. Daran wird

dann während des ganzen Festes nachgelegt und abgetastet. Für diese Geschenke aber gilt ebenso wie für alle anderen, daß der Geber sich stets in tiefes Geheimnis hüllt. Selbst die Handschrift in den Begleitversen wird versteckt. Da gilt es nun raten! Oft wird natürlich der Geber sofort freudig erkannt; aber in vielen Fällen kommt man erst nach Wochen, ja selbst nach Jahresfrist darauf, von wem dies oder jenes Geschenk herrührt, und es kommt sogar vor, daß man den Spender, selbst kostbarer Gaben, nie kennen lernt, denn, daß er sich selber zu erkennen gebe, entspricht im allgemeinen nicht dem Brauche. Sehr günstig ist die Sitte der Geheimhaltung der Geber für die Belagerung der Armen, und so kommt es, daß unter dem Bischofsmantel am St. Nikolaustage sehr viel Gutes getan und so manche Wunde gelindert wird.

Also reitet der gute, alte spanische Bischof noch heute über das Land der Maas und des Niederrheins und wirft Kuchen und Ruten, Verse und Gaben durch den Schornstein und erfüllt die gelesenen Holländer mit Jubel, Freude und Übermut.

Neue Bücher

* **August Hinrich: „Die Harties“.** Roman. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Trachtvoll erd-nabe ist dieser niederdeutsche Bauernroman, von Aberglauben und dunkeln Sagen durchwacht, aber voll von sinnentfrohen, leidenschaftlichen und erdfräftigen Menschen. Mit sicherer Hand sind sie hingestellt: hart und innig in ihrer unbefangenen Liebe, sach und verbissen im Haß, derb und ungeschlicht in ihrem urwüchsigsten Humor. Stark und dramatisch ist die Handlung aufgebaut. Der Dichter führt uns durch rauchgeschwärmte Bauernhöfen, das wilde Moor, den rauhen Wald: sie bilden den Schauplatz. Ein hartes, gelundenes Buch von hinreißender Spannung und Wucht. Ein stiller Kulturschicksal, in latten und leuchtenden Farben gemalt.

* **Paul Betterli: „Jad“.** Roman einer Krähe. (Grethlein u. Co. Verlag, Leipzig.) Jad ist eine Nebelstrafe. Sie wurde in ihrer Jugend berührt und dadurch ist ihre Geschichte bekannt geworden. Nach Jahren eines wild bewagten Abenteuer- und Räuberlebens bleibt nichts mehr zurück als der Ring mit der Nummer, mit dem der Förster sie auszeichnete, als er sie vor bösen Füssen rettete. Betterlis Erzählung ist keine Vermenschlichung der Tierwelt — es ist das Leben in der Natur, reich, mannigfaltig und groß — eine Welt der Wunder für den, der mit ebenso warmem und freudigem Gemüt in die Natur geht wie Paul Betterli.

* **Ernst Dibring: „Der Krater“.** Roman. Autorisierte Übertragung von Else von Hollander. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Die „Hölle im Schnee“. Dibrings erstes Nordlandsbuch, gab den Kampf gegen Elemente. „Der Krater“ setzt den Sieg. Einen mörderischen Sieg. Gegen den tödlichen Einfluss der Landschaft im ersten Roman stehen jetzt die Verheerungen der Industrie. Die gleichen Personen treten auf. Aber an Stelle der bleichen Reflexe ewiger Schneefelder liegt ihnen jetzt das Radestlicht der Berwerke in den Augen. Kapitulation, Verrätere, Zornismus und Brutalität, der Hexenkessel von Leiden und Leidenschaften wälzt auf, und Bilder fliegen vorbei, grell von Farbe und riesenhaft wie Schatten, die sich über Wände schieben: eine gewaltige Atmosphäre der Vernichtung und naturhafter Grandiosität zugleich.

* **Hugo Strauß: „Valentins Magnificat“.** Roman. (J. B. Bachem Verlagshandlung Köln.) Ein hochbegabter Oratorienkomponist und sein gleichstrebendes langes Weib stehen im Mittelpunkt der lebhaften Handlung, die in Köln und Münster spielt. Mit begeistelter Liebe zur Musik sind feinsinnige Menschenbeobachtung und gewandte Darstellung, sarte rheinische Weiblichkeit und naturgewachsenes Künstlerium verbunden.

* **Anna Frein von Krane: „Eitenborn“.** (J. B. Bachem, Verlagshandlung, Köln.) Die Geschichte eines Hauses und eines Geschlechts wird hier schlicht und einfach, aber mit wachsender Wärme auf Grund alter Tagebücher und Aufzeichnungen, die zum Teil bis zum dreißigjährigen Kriege zurückreichen, erzählt.

* **„San von Island“.** Geschichtlicher Roman von Viktor Suao; deutsch von Studiendirektor Dr. A. Seumer. (Verlag von Franz Vögelmeier in Hildesheim.) Farbenprächtiger erstet hier ein spanisches, abenteuerliches Stück aus der dänischen Geschichte des 17. Jahrhunderts, noch voll mittelalterlicher Grausamkeiten. Vieles wenig bekannt gewordene Werk des Dichters bereichert nicht nur die literarische Reihe der kulturhistorischen Romane, — es ist auch trotz seines atemberaubenden Inhalts unvergleichlich viel wertvoller als so viele phantastische moderne Robinsonaden oder Zukunftsromane.

* **„Ausgerechnet Paul Simmel“** lautet der Titel eines neuen, mit einem originalen farbigen Selbstbildnis des Künstlers geschmückten Quartalsbuchs, in dem der bestbeachtete Künstler und Mitarbeiter der Lustigen Blätter auf 84 Seiten eine von ihm selbst getroffene Auswahl seiner lustigsten Bilder mit humoristischen Texten bietet, die sonst noch nirgends veröffentlicht wurden und die mit ihrem drastischen Humor, ihren urkomischen Situationen, den immer trefflicheren Pointen wahre Lachsalven hervorrufen werden! (Verlag von Dr. Essler u. Co. A.-G. in Berlin SW. 68.)

Aus altnassauischen Familienpapieren.

Von Adolf Unzer.*)

Als der 13jährige August Biagioli im Oktober 1812 das Gymnasium Augusteum in Idstein besaß, war sein sehnlichster Wunsch, Offizier zu werden, und ebenso sehnlich hoffte er, daß er bei den Reitenden Jägern angenommen werde. Mit mehreren Offizieren der in Biebrich garnisonierenden ersten Schwadron war er gut bekannt und scheint bei ihnen trotz seiner Jugend bereits als künftiger Kamerad gegolten zu haben; eine stattliche Erscheinung verband sich mit persönlicher Liebenswürdigkeit, und mündliche Überlieferung weicht zu berichten, daß er sich später als Offizier sehr großer Beliebtheit in der Wiesbadener Gesellschaft erfreute. Lebhaftes Interesse nahmen an ihm schon früh Rittmeister Schenke, der später nach Auflösung der Reitenden Jäger-Division zum 1. Regiment übertrat, und bei Waterloo den Heldentod fand, und Leutnant von Bole, der als Kammerjunker Gelegenheitsknecht, den Knaben beim Herrauf Lobend zu erwähnen und zeitweise in Erinnerung zu bringen. Freilich mußte August, wenn wirklich der Herrschaft sich zu einer ungewöhnlich frühen Militärisierung verstehen wollte, erst konfirmiert sein: Inspektor Bender, der früher Pfarrer in Wehen gewesen war, übernahm den Religionsunterricht und hat kurz vor Weihnachten, Sonntag, 20. Dezember 1812, die Konfirmation in der Idsteiner Kirche vorgenommen in Gegenwart des Vaters und der Schwester Ernestine; vermutlich ist August dann in den Weihnachtstagen dem Herrauf vorgestellt worden, aber einstweilen ist er noch auf der Schule geblieben; zunächst wird sein jugendliches Alter, dann wohl die Entwicklung der politischen Verhältnisse sich seinem Eintritt beim Nassauischen Militär hindernd in den Weg gestellt haben.

Aus den väterlichen Briefen erfahren wir, daß im Biagioli'schen Weinberg am Nerober am 30. Oktober Weinlese gehalten worden ist. Infolge lang anhaltenden Regenwetters hatten die Trauben bereits zu faulen angefangen und die auch der Menge nach schlechte Ernte drohte ganz verloren zu gehen, als in den allerletzten Oktobertagen klares, trodenes Wetter einsetzte; dieses wurde alsbald benützt zur Vele und das Ergebnis war für Biagioli etwa ein Dhm hellen Weines, nicht gerade viel, aber es waren ja schon mehrere Mahnen von Trauben vorher herausgeschnitten und nach Idstein geschickt sowie an Verwandte und Bekannte verschenkt worden. — Eine andere Nachricht des Vaters klingt selbst heute, da man gar nicht prüde ist, etwas überraschend: er schreibt: „Aus Idstein ist recht munter, vorgerstern war er zum erstenmal mit in dem Theater; — es hat ihm ziemlich gut gefallen, allein das Stück, welches gespielt wurde, war ein wenig traurig, und es kamen ihm daher oft die Thränen in die Augen.“ In welches Trauerspiel mag man wohl den noch nicht vier Jahre alten Knaben mitgenommen haben?!

Aber das Wiesbadener Theater äußert sich Biagioli in mehreren Briefen; am 3. Dezember schreibt er:

„Das Theater war bisher sehr schlecht, und wurde deswegen auch wenig besucht. Es fehlt noch immer ein Musik-Director, und wird daher nur alle 8 Tage einmal, nemlich des Sonntags eine Oper gegeben, wozu jedesmal ein Musikus von Mainz herüber kommt, und dafür allemal 3 Carolins***) erhält. — Anjeto aber wird der neue Musik-Director täglich erwartet, und da wird es hoffentlich auch wieder beßer werden, zumahlen auch ein neuer Theater-Director, namens Blumauer angenommen worden ist, und Herr von Coll Intendant, statt des H. von Sternberg worden ist. — Herr Liberti ist auch vorgestern wieder angekommen. Wenn Ihr also die Weinachten zu uns kommt; so könnt Ihr wieder von dieser Lustbarkeit profitieren, auch von den Bällen im Schützenhof, dergleichen alle 14 Tage einer gehalten wird.“

Es sind damals offenbar große Veränderungen mit dem Theater und dem Personal vor sich gegangen; im Wiesbadener Wochenblatt vom 8. Oktober lesen wir folgende Anzeige: „Da ich den 24. Oktober das hiesige Hoftheater verlasse, so zeige ich dieses hiermit an, damit ein jeder, der an mich zu fordern hat, sich bis dahin bei mir melden kann. J. W. Grohmann.“ Am 18. November macht das Nassauische Demoskisch Nassauischen Hoftheaters Fahrbed eine ähnliche Mitteilung an alle, welche eine rechtmäßige Forderung an ihm zu haben glauben, und dasselbe tut am 8. Dezember J. Kened. Mitglied des Hoftheater-Orchesters.

*) Fortsetzung aus Nr. 39 vom 14. November 1924.

**) Adolf, geb. Dezember 1808, ist der 1827 in Weiburg von Korporalen seiner Truppe ermordete Robert Biagioli. Über diese Mordtat gibt es eine sehr umfangreiche Literatur.

***) 1 Carolin = 11 Gulden.

Trotz dieser Veränderungen hatte bereits am 29. September die Theater-Intendantur zur Erneuerung des Winterabonnements aufgefordert mit dem Bemerkten, daß gegenüber der bisherigen Einrichtung insofern eine Änderung eintreten sei, „als jedem der Herrn Abonnenten einer abgeschlossenen Loge für jeden Platz in derselben am Anfang eines Abonnements zwölf Billets mit der Nummer der Loge versehen zugetheilt werden, die derselbe nach Belieben unter die übrigen Theilhaber der Loge oder an sonstige Einheimische abgeben kann.“

Hier mögen einige Bemerkungen über das Theater eingefügt werden. Theater gespielt wurde während der Kurzeit in Wiesbaden noch Ende des 18. Jahrhunderts von Schauspielergesellschaften, die sich, wie es heute die herumziehenden Zirkusunternehmungen zu tun pflegen, ihre Bühnen selber aufschlugen und dafür noch an die Gemeindefälle eine Abgabe entrichten mußten. Seit 1801 hatte das Theater wenigstens ein dauerndes Heim, in dem nun die Vorstellungen im Saal des „Schützenhofs“ stattfanden, wofür dem Wirt und Besitzer desselben, Kählerger, eine Pacht gezahlt wurde. 1805 ist dann der große Saal des Schützenhofs als Theateraal ausgebaut worden und enthielt nun das Parterre, zwei übereinander liegende Logenreihen (in der oberen Reihe befand sich die fürstliche bzw. herzogliche Loge); darüber war das soa. „Paradies“ als billiger Platz.

Im Juni 1810 wurde das Theater „herzoglich“ und dem Kammerherrn und Regierungsrat v. Ungern-Sternberg wurde die Intendanz übertragen. In diesem Sommer gastierte mit großem Beifall die berühmte Truppe des Direktors Döbbslin aus Amsterdam (vergl. Wiesb. Tagbl. Nr. 269/70 vom 14./16. Nov. 1880). Warum und wodurch im Sommer 1812, wie Biagioli schreibt, das Theater so heruntergekommen war, ist aus Briefen und sonstigen mir zugänglichen Angaben nicht recht ersichtlich. Da aber die erhoffte Besserung der Theaterverhältnisse nicht nur mit der Personalfrage des Direktors, sondern auch mit dem Wechsel des Intendanten in Verbindung gebracht wird, muß man annehmen, daß Ungern-Sternberg vielleicht nicht die richtige Persönlichkeit für diesen schwierigen Posten war und man dem Nachfolger, dem Hofrat v. Coll, größeres Vertrauen entgegenbrachte. Mitte Januar 1813 hören wir, daß Döbbslin sich in Wiesbaden aufhält und offenbar bereits einen Vertrag mit der Intendanz für ein Gastspiel seiner Truppe abgeschlossen hat. Biagioli schreibt darüber: „Er wird fünf Vorstellungen geben, wofür er 200 fl. erhält. Dies scheint mir sehr theuer, besonders da er nur alte Stücke gibt, worinnen er die nemliche Rollen schon sehr oft hier gegeben hat.“

Zweifellos lag in dem Wesen der damaligen Familienväter etwas Schulmeisterliches; stark war das hervorgetreten in den bereits erwähnten Briefen, die der Regierungsrat Konrad Biagioli nach Idstein, Gießen und Marburg an seinen Sohn Christian gerichtet, und gelegentlich stoßen wir in den Briefen des Sohnes, des jetzigen Geheimrats, an seine Söhne auf denselben Zug. So schreibt er am 8. Dez. 1812:

„Liebe Söhne! Der Hauptzweck unserer Correspondenz ist eines Theils, daß wir hier immer wissen, ob Ihr noch gesund seid und Eure edle Zeit gut anwendet, anderen Theils aber auch, daß Ihr Euch im Briefschreiben üben und darin es nach und nach zu derjenigen Vollkommenheit bringen möchtet, welche man von einem gebildeten jungen Menschen verlangt. Ihr habt beide gute Anlagen, Euch deutlich und kurz auszudrücken, — wesentliche Erfordernisse eines Briefes, — mehrere Übung wird diese gute Anlage noch mehr ausbilden, und ich will Euch daher hierüber keine weiteren Regeln vorschreiben. — Nur nehme ich wahr, daß Ihr beide in der Orthographie und der Interpunction noch nicht fest seid. — Um daher unseren Briefwechsel für Euch noch nützlicher zu machen, will ich Euch Eure Briefe immer mit der nächsten Post zurückschicken und darin die Schreibfehler bemerken, welche darinnen eingeschlichen waren, — sowie auch die Interpunction corrigieren. Dadurch dienen Sie Euch zugleich als Exercitium, und Ihr werdet nach und nach alle Schreibfehler vermeiden lernen. Weil ich aber alle Eure Briefe sammeln, so müßt Ihr mir dieselben von Zeit zu Zeit wieder hienher schicken. — Mit des Louis seinem letzten Brief mache ich also den Anfang.“

Was mögen wohl die beiden Knaben in Idstein dazu gesagt haben? Sollte denn der Vater nicht, daß er damit den Briefwechsel eines erheblichen Theils seiner natürlichen Unbesorgtheit beraubte? Es wäre richtiger gewesen, gelegentlich einmal einen besonders flüchtig geschriebenen Brief durchkorrigiert zur Kenntnissnahme und Nachachtung, gewöhnlicher als warnendes Beispiel, zurückzuschicken, als so jeden Brief wie eine Stilübung zu behandeln.

*) Intelligenzblatt vom 3. Oktober 1812.